

Ansprache von P. Dr. Christian Marte SJ zum Landeswallfahrtstag 2010

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht – aber vielleicht kennen Sie das auch:

Es gibt Gesprächspartner, mit denen man wirklich gerne spricht.

Interessante Themen, sympathische Atmosphäre, nicht langweilig.

Und oft ist es so, dass die Qualität solcher Gespräche einen einzigen Grund hat:

mein Gesprächspartner fragt mich etwas, möchte etwas von mir wissen – und erzählt nicht nur dauern von sich selbst.

Kann auch ein Evangelium zum Gesprächspartner werden?

Von einem Mitbruder habe ich gelernt, Fragen in der Bibel immer so zu lesen, dass sie mir persönlich gestellt sind.

Heute waren es jedenfalls schon fünf Fragen im Evangelium!

Woher hat Jesus diese Weisheit und die Kraft, Wunder zu tun?

Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns?

Woher hat er das alles?

Vor kurzem hat mir eine junge Frau gesagt:

„Wissen Sie, Pater Marte, für Sie ist Jesus so selbstverständlich da. Für mich überhaupt nicht.“

Da musste ich schlucken, denn so selbstverständlich ist er eben gar nicht da – auch nicht für mich.

Ich habe Jesus zuhause kennen gelernt, dann im Kindergarten, im Religionsunterricht, in den Gottesdiensten

– und später dann im Lesen der Bibel.

Was mir dabei wichtig wurde, das ist der Satz Jesu:

„Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“¹

So wie Jesus spricht und handelt, so ist Gott.

Das ist eine wirkliche Einsicht für mich gewesen.

Beim Kennenlernen Jesu haben auch Bücher für mich eine Rolle gespielt.

Zwei möchte ich hier erwähnen:

von Anselm Grün das Buch „Bilder von Jesus“

und von Gottfried Bachl „Der schwierige Jesus“.

Aber Bücher machen noch keine Beziehung.

Beziehung, ja Freundschaft: das ist vor allem gemeinsam verbrachte Zeit – miteinander reden, auch miteinander schweigen.

Jemand hat einmal zu mir gesagt:

Ein Freund, das ist für mich jemand, den ich anrufe, ohne dass ich gleich etwas von ihm will.

¹ Joh 14,9

Jetzt tun wir uns aber schon schwer genug, unsere Beziehungen in der Familie, zu Freunden und am Arbeitsplatz einigermaßen zu pflegen.

Wo, bitte, soll da noch Zeit sein für Gott, für Jesus?

Und trotzdem:

Wenn wir nicht nur oberflächlich dahinleben wollen,
wenn wir uns nach Glück sehnen,
nach sinnvoll verbrachter Lebenszeit,
nach Angenommen-Sein und Wertschätzung,
nach dem, was Liebe im tiefsten Sinn meint,
dann kommen wir um die Frage nach Gott nicht herum.

Wie stehe ich zu Gott?

Was habe ich, in meinem Innersten, für ein Verhältnis, für eine Beziehung zu ihm?

Meine Erfahrung dabei ist, dass ich immer wieder bei der Person Jesu lande.

Ein Mann, nicht verheiratet – der einen sehr unkomplizierten Umgang mit Frauen pflegt.

Ein Jude, ganz in der Tora zuhause – und zugleich sehr kritisch gegenüber den religiösen Autoritäten.

Ein Mensch, der sich für die Heruntergekommenen und die Sandler einsetzt – und der sich zugleich auch von den führenden Leuten zum Essen einladen lässt.

Auf die Welt gekommen ist er in einem Stall,
und gestorben ist er mit 33,
weil man ihn an zwei Holzbalken genagelt hat.

Das also ist mein erster Punkt heute:

Die Beziehung zu Gott, die Freundschaft mit Jesus hat mit meinem Lebensglück zu tun.

Aber diese Freundschaft, die habe ich nicht ein für allemal – sozusagen mit der Erstkommunion und mit der Firmung, und auch nicht mit der Priesterweihe.

Es ist wie im wirklichen Leben: Freundschaften sind wichtig und gefährdet zugleich. Manchmal drängt sich anderes vor – und plötzlich wird man daran erinnert, dass man diese Freundin oder diesen Freund eigentlich schon lange wieder einmal anrufen wollte.

An dieser Stelle möchte ich Ihnen nun eine kurze Geschichte vorlesen, die Geschichte mit dem Rabbi.

Am Ende des Gottesdienstes werden wir Karten mit dieser Geschichte austeilten, damit Sie sie zuhause nachlesen können.

In Ropschitz, Rabbi Naftalis Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten. Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt säumte, begegnete er solch einem auf und nieder wandelnden Wächter. „Für wen gehst du?“ fragte er ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage daran: „Und für wen geht Ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Zaddik wie ein Pfeil. „Noch gehe ich für niemand“, brachte er mühsam hervor, dann schritt er lange schweigend neben dem Mann auf und Nieder. „Willst du mein Diener werden?“ fragte er endlich. „Das will ich gern“, antwortete jener, „aber was habe ich zu tun?“ „Mich zu erinnern“,

sagte Rabbi Naftali. [Der Wächter, in: Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Manesse Verlag 1949]

Wo ist die Pointe dieser Geschichte?

Zuerst denkt man da an die Frage „Für wen gehst du?“:
Für welchen Menschen, für welche Aufgabe, wofür setzt du dein Leben ein?

Vielleicht ist aber die wirkliche Pointe erst im letzten Satz enthalten: Der Rabbi braucht jemanden, der ihn erinnert.

Wenn wir Kinder im Winter aus dem Haus gegangen sind, dann hat uns die Mama noch nachgerufen:

Hast du auch den Schal dabei?
Das tut sie übrigens heute noch!

Und das ist mein zweiter Punkt:

So wie wir uns in der Familie oft gegenseitig erinnern, so brauchen wir das auch in den Fragen unserer Beziehung zu Gott.
Wir brauchen Menschen, Zeichen, Orte, die uns erinnern.
Für den Blick nach vorne brauchen wir die Erinnerung.

Und wo findet dieses Erinnern statt, ganz praktisch gefragt?

Nun, hier in Vorarlberg sind das wirklich viele Orte:
im Religionsunterricht und am Krankenbett,
im Seniorenheim und im Kindergarten,
im Caritas-Dienst,
in den Bildungshäusern und in den Klöstern.

Aber ein Ort des Erinnerns ist für jede und jeden von uns besonders wichtig: das ist unsere Pfarre.

Und wenn Sie es ganz konkret mit Beispielen haben wollen: bei jedem Gottesdienst, bei jeder Taufe, bei jeder Hochzeit und bei jedem Begräbnis. Das sind die Stunden, wo sich viele Menschen ganz persönliche Fragen stellen, weil sie daran erinnert werden,
dass das Leben geheimnisvoll ist,
schön und schrecklich zugleich.

Mir fällt auf, dass bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen Menschen kommen, die ich sonst nie in der Kirche sehe
– das kennen Sie wohl auch.

Jetzt sind sie da – und es ist gut, dass sie da sind:
mit ihrem Wunsch, bei einer heiligen Feier dabei zu sein, mit ihrer Sehnsucht nach Segen und Stärkung.

Diese Menschen, die ich nur manchmal in der Kirche sehe, die sind für mich besonders wichtig:
sie erinnern mich, warum ich eigentlich hier bin.

Pfarre ist natürlich mehr als Taufe und Beerdigung, das ist mir schon klar.

Pfarrre ist ein ganzes Aquarium, ein Lebensraum.
Aber im letzten läuft es darauf hinaus,
dass eine Pfarrre ein Ort ist für das Geheimnis Gottes.

Die Sehnsucht vieler Menschen nach solchen Orten ist da, gerade auch bei den Menschen, die es schwer haben im Leben und die Stärkung brauchen.

Ihnen ist Jesus immer besonders entgegen gekommen: den nicht so Erfolgreichen; den Schwierigen; den Kranken;
und heute kommt er auch denen entgegen, deren Beziehung gescheitert ist; den alleinerziehenden Müttern und Vätern, die große Sorgen haben; den aus der Kirche Ausgetretenen.

Wenn wir uns immer wieder gegenseitig erinnern,
worum es Jesus eigentlich geht,
was ihm wirklich wichtig ist,
wenn wir uns gegenseitig gute Fragen stellen
– dann haben wir genug getan.

Mehr ist nicht notwendig.

Alles andere ergibt sich dann von selbst.

Amen.